

## Das Jagdschloß Grunewald wird Museum

Ron Schwarz van Bert.

Dieses Zeughaus zwischen Universität und Schloß, in dem sich wie auf einer Insel im weststädtischen Betrieb Staatseigenthum in Stein, Bronze und grünen Kupfern streng und feierlich erhalten hat, ist doch kein Museum, sondern geschichtliche Stätte, die Waffenkammer Preußens. Und die Waffe war der Geburtsheifer Preußens. Aus ihren Sälen und Gewölben rollten donnernd die Zentnerschwerer, stutete blau und rot und schwarz und weiß die Equipierung der Garden, das Messing der Helme und die blinkenden Bajonette. Amboss pröhlten, und Funken sprühten Sterne, Feuer der Schmieden züngelte über die Fenster in den schweren Nächten der Geschichte, da der König in schließlichen Bauernstuden philosophische Gespräche führte, um das Elend mit Aphorismen zu betriegen. Und der feine Blau erbeuteter Fahnen neigte sich rauschend, wenn er durch die Pforten getragen wurde, um die hohen Mauern mit einer Borde des Trümmers zu schmücken.

Vorn im dunklen Eingangsraum nisten stark die Maschinen Rhythosens und Boeldes, der rote Dreiecker und der graue, schlanke Fokker, wie Grabmäler bekränzt mit Vorber und Schleifen, von Menschen umlagert. Im Rhythos' ragen aus buntschlechtig getarnten Leitern Gesichtsböden, die ihr Feuer über die Sonne, den Kessel, den Ueberbogen der Infanterie zu Gasse schickten, mit Rauspernadeln tief in Grabsteine Platten und Wulst verlastet. Neben ihnen fand wie Grabsteine Gegen- spieler. Abgeliefert! Leere Fahnengerüste an den Wänden: hier waren die Beutefahnen von 70 und 71 aufgereicht! Nicht abgeliefert! Studenten verbrannt auf dem Platz, mit Gift ent- wendet im Juni 1919, am Tage nach Scapa Flow. Unter den verbliebenen Fahnen, die spärliche, müde und mit matten Farben aus Reue gespannt sind, daß sie nicht gerettet, gerade über der Turm leuchtet am weißen Schaft eine stierliche neue, himmelblau und sonnengelbe, die Fahne, die dem Andenken der schwedischen Offiziere gewidmet ist, vor ein paar Jahren, enthielt von dem Generalobersten von Seckl. Er sagte ihnen den Dank einer ganzen Nation für die Treue der vier schweren Jahre, die sie für uns auf sich genommen haben, feinsinnige Waffengefabriken, er sagte ihnen in seiner herben Art, mit der in Preußen auch noch die Sprache des Herzens in Juch- genommen wird. Blau und golden leuchtet der Dank.

Das Wichtigste dieses Hauses aber, seine Anekdoten zur Geschichte, sind überall unter die Fülle des Materials gemischt. Da find am Samt Fahnenpfeilen mit dem verschlungenen F. R. geheftet. Dies die Episode darunter: „Fahnenpfeil Regiment Kalchauer Nr. 4, 1806 bei Halle abgeschossen und durch den Fahnenjunker von Dettlinger im September 1808 dem König persönlich überreicht.“ Zwei Jahre hat er die Epigie mit sich getragen, aus der dunkelsten Stunde gerettet. Er gab dem König ein Stüd Armeeschild. Da find die Fächer einer Fahne, zu lesen noch die Worte „PRO GLORIA ET PATRIA“. Es ist bemerkt, daß sie ein Junker aus der Kapitulation von Prenzlau rettete und ebenso dem König nach Jahren ablieferte. Da der Gut Gutsenhausen, unter dem ein Hirn steckte, angefangen von fressendem Ergeiz, in der Entscheidung der Salachführung zur Ruhe und Erastheit gezwungen. Und der Sabel Wellingtons, ein Ehrengeschenk an Blücher, ein historisches Dokument wie der Gut des Störten, bei jenem Waterloo gefunden, speid mit tugig wie der Schilder eines Schornsteinfegers, aus dünnem Filz. Kennst du die Sporen Waiders, dieses Mannes mit dem schlechten Deusch und dem brastlen Herzen, dieses Schneidigen Großvaters? Es find goldene Schnäbel von zisserler geschnittenen Reibern, zwischen denen sich Nädchen drehen. Sein riesiges Perlmuttermengglas — das hat er über den Knaster seiner Porzellanpfeife gehalten, wenn die Sonne schien. Wer wann sollte das nicht gewesen sein, wann sollte dieser Feldmarschall seine Sonne über sich gehabt haben? Eine Anstellung für sich: des Hans Joachim von Zietzen Pantherschell, bedeckt mit Sonne, Mond und Sternen und einem Herzen aus Messing, insohl, einem Herzen, groß wie ein richtiges Menschenherz. Habt ihr von dem Herzen dieses verdußelten, alten Männleins gehört? Aber es muß schon dagewesen sein; denn sein König hatte seine Sächlichkeit eif in den Arm genommen. Weher, Pofale, groß wie Altarschiffe aus Zinn darunter, und darüber diese hohe Wüste mit dem Adlerflügel, eine phantastisch-germanisch-mythische Kriegstracht. Friedrichs letzte Uniform, eine kleine schäbige Mönch für den Cremien von Sanssouci, die welfen Sandbüche, verschiedenfarbig dazu, liegen vor den geistlichen rindnernden Stiefeln, Futterale ewiger Gauden, die über Alfenholz spielten, im warmen Gaisfeld der Hände kranften, Baailonen zusammenfrachten, Verse schrieben und ein geharnischtes Testament hinterließen.

Kommt man zurück von den Requisten der Geschichte, so muß man noch einmal durch die großen Säle, die in den Gründerjahren geschnitten wurden, mit rotem Marmor, gewaltigen Wand- und Deckengemälden, riesigen Bronzen der Hohenzollern und ihrer Generale. Es ist ein Pathos in diesen Räumen, das wir heute kaum noch tragen. Diese Säle von Farbe und Metall, von Vorhängen und pompöser Zülfriedens, überhäuftes Barock.

Links: Das reizvoll gelegene Jagdschloß Grunewald, ein beliebtes Ausflugsziel der Berliner, das jetzt mit vielen wertvollen Gemälden, darunter solchen des 15. und 16. Jahrhunderts, aus dem Besitz der Nationalgalerie ausgestattet wurde. Rechts: Blick in eine Ecke des neuen Schloßmuseums mit einem Gemälde das „Grunewaldschloß“ von Barth aus dem Jahre 1832.

die naturgetreu in eine der großen Ausstellungshallen eingebaut wurde. Auch ein Segelflugzeug, das Flugzeug des kleinen Mannes für das Wochenende, ist nicht vergessen.

Wir treten auf die Freitreppe wieder hinaus. Im Hinaufsteigen erscheint eine Masse, die Masse eines sterbenden Kriegers, von Schlitter gebauen. Ringsum läuft der Fluß von Soldatentöpfen, an ihren Schöpfen, junge wie alte, eine steinerner Zwinge gefaßt, eine Flucht von gequälten, gebundenen, nur ausgelittenen, verklärten Gesichtern, die um der Schminwarde die Sprache des ewigen Krieges reden.

(Sum 22, Mai 1932).

Von Dr. Paul Bülow-Lübeck.

In Tagen schwerster vaterländischer Nothe und brennendster Zukunftsjorgen um deutsches Sein gilt es, zu den leistungskräftigen Mahngestirnen unseres deutschen Kulturkreises empor zu schauen. Da gedenken wir des in deutscher Mitte liegenden Francofisiöthens, das einem Richard Wagner vor nunmehr 60 Jahren als „ein Bild des deutschen Wesens und seiner Geschichte“ in seinem reichbewegten Künstlerleben aufstauhte.

Am Vordmorg des 17. April 1871 traf Wagner mit seiner Gattin zu einem kurzen Besuche in dem „Heinen, abgelegenen, unbeachteten“ Bayreuth ein und gewann einen tiefgehenden Eindruck von der alten, stillen Stadt. Nachdem zunächst der Einkauf eines Grundstücks auf dem „Ludwigsberg“ genannten Hügel durch die Stadt selbst fehlgeschlagen war, übernahm die Bayreuther Bürgergarde dem Meister den Boden am Abhang der „Gölen Aue“ für den Bau seines Festspielhauses. Die Verwirklichung dieser Kunststätte blieb ihm nicht mehr allein eine Sache des bisher alle Semnungen und Schwierigkeiten überwindenden Genies, sondern wurde im weiteren Zusammenwirken mit dem ragamenten Künstler aus einem Kreise begeisterter Frauen und Männer als Ehrenpflicht einer weitverbreiteten deutschen Kunstgemeinde empfunden. Die Gräfin Marie von Schölnitz, der Musikalienhändler Emil Seidel aus Mannheim und der Musiker Karl Taubig vollzogen die Gründung der Wagner-Bereine und des Patronatsvereins – opernmittiger Bereinigungen, von denen einige Lebenskraft und Treue zur Bayreuther Schöpfung bis in die Gegenwart hinein behauptet haben.

Ende April 1872 setzte die Tätigkeit der Erbarbeiter auf dem Festspielgelände ein, auf dessen höchster Spitze, der Höhenwarte, Misteln im Walde auch in der Erblichtung des Zieges-  
gebäude gebaut wurde. Gleichzeitig ermöglichte König Ludwig II. von Bayern durch eine Schenkung von 25 000 Gulden den Bau von Villa „Wahnfried“. Am 23. April 1872 traf Wagner mit seiner Familie nach einem dreiwöchigen Aufenthalt von Triebensee in Jöhl in Bayreuth ein und nahm zunächst an dem Vortischloß „Fantaisie“ in der Nähe der Stadt Wohnung. Des Meisters eigene Schrift „Das Bühnenfestspielhaus“ zu Bayreuth nebst einem Bericht über die Grundsteinlegung“ hat als ideale Zusammenfassung aller Ereignisse aus der Werkzeit des Bayreuther Festspielbaues an sich selbst.

Die bis dahin unbekannte alte Markgrafenstadt Bayreuth sah nie zuvor eine so erwartungsfroh gestimmte Menge in ihren Straßen wallen wie in den Pfingsttagen des Jahres 1872. Von nah und fern waren der Freundestreis und die bei der Festaufführung der Neunten Sinfonie mitwirkenden

künftigher herbeigeist, um Zeugen eines herzeibiegenden  
 Pfingstfestes deutscher Kunst und deutschen Geistes zu sein.  
 Am Vormittag des 22. Mai — seines 59. Namensfestes —  
 führte der Schöpfer des Festspielhauses bei stromendem  
 Regen und verpölktem Himmel mit den Worten „Sei ge-  
 segnet, mein Stein, stehe lang und halte fest!“ die ersten  
 drei Hammerschläge aus. Als Wagner dann den Hammer  
 weiter gab, sahen ihn die Freunde leichenbald und Tränen  
 in den Augen eine Weile regungslos verharren. Am er-  
 greifendsten hat Friedrich Nietzsche, der dem Meister während  
 der bei heftigem Regen erfolgenden Rückfahrt zur Stadt-  
 gegenüber saß, den Eindruck dieser denkwürdigen Festes-  
 stunde geschildert: „Wagner schwieg und sah dabei mit  
 einem Blicke lange in sich hinein, der mit einem Worte nicht  
 zu bezeichnen wäre. Er begann an diesem Tage sein fest-  
 gesigtes Lebensjahr: Alles Bisherige war die Vorbereitung auf  
 diesen Moment. Man weiß, daß Menschen im Augenblick  
 einer außerordentlichen Gefahr oder überhaupt in einer  
 wichtigen Entscheidung ihres Lebens durch ein unendlich be-  
 schleunigtes inneres Schauen alles Erlebte zusammenandrängen  
 und mit seltsamer Schärfe das Nächste wie das Fernste  
 wiedererlehen. Was Wagner an jenem Tage innerlich  
 sah, wie er wurde, was er ist, was er sein wird, das  
 können wir, seine Rätseln, bis zu einem Grade nachhaken:  
 und erst dann diesem Wagnerischen Bild aus werden wird seine  
 große That selber bestehen können — um mit diesem Ver-  
 ständnis ihre Fruchtbarkeit zu verbürgen.“

Der vom Meister selbst in tiefschöpfender Rede geweihte Grundstein jener Kunststätte birgt u. a. eine Urkunde Wagners mit der Inschrift:

„Hier schließ' ich ein Geheimniß ein,  
Da ruh' es viele hundert Jahr'.  
Solange es verwahrt der Stein,  
Macht es der Welt sich offenbar.“

Dieses Baureuther „Gehennim“ teilte sich schon damals allen denen mit, die am Nachmittage des 22. Mai im markgräflichen Speerthaus die ideal vollendete Aufführung der mit Wagner's Leben schicksalhaft verflochtenen Reutens Einfolge unter des Meisters eigener Stabführung erlebten. Dieses einzigartige Kunstereignis war ein weisheitsvolles Vorbild zu den künftigen Festaufführungen dort, „doroßen auf dem lieblichen Hügel bei Baureuth“, dem Wagner nach dem Verkaufsen jener selbstbornen Pfingsttage diesen Dankesgruß entbot: „So begreife ich aus vollem Herzen das liebliche Baureuth, in welchem ich zu tiefer innerer Befriedigung denn langersehten heimathlichen Ruheflusses für mich und die mittheilenden Genossen zu haben hoffen darf; und so erlaube ich das Gelingen der letzten schönen Tage als die glünstige Vorbedeutung dafür, daß mein ferneres Verweilen in dieser Stadt ihr zu einem edlen Ruhme so wie mir zu dauernder Beleidigung gereichen werde.“

Schön und freudig, war an jenem regnerischen Maien-  
tag der Pfingsten 1872, inmitten einer trauen und begeister-  
ten stehenden Freundschaft, der Grundstein des Festspiel-  
baues „Im Vertrauen auf den deutschen Geist“ in den Bayreuther  
Festspiele verlegt. Jeder Wagner selber noch einer seiner Ge-  
nossen konnte absehen, welche Fülle von Schwierigkeiten im-  
merhin es zu überwinden galt, bis das Geheimniß der  
eingetragenen Schöpfung sich einem der Welt offenbaren durfte.  
Gerade die wechselvolle, unaussprechlich mit dem Schicksal  
unseres Vaterlandes verbundene Geschichte der Bayreuther  
Festspiele lehrt uns, was für heldenethischen Helden und Ver-  
trauen im Grunde mit unbeugbarer Tapferkeit eines Einzelnen  
vermag. Wie sprach doch Wagner in seiner Festschrift bei der  
Grundsteinlegung: Dies aber ist das Werk des deutlichen

Seiſtes, das er von innen baut: der ewige Gott lebt in ihm und wirkt, ehe er ſich aus dem Tempel ſeiner Ehre baut! Möge dieſe Bekanntniß eines deutſchen Genius uns die trübe Gegenwart erhehlen helfen, uns ermutigen und verpflichten, dem Vayreuther Feſtſpielbau als teures Vermächtniß eines ſieghaften deutſchen Kulturwillens zu empfinden und zu fördern im Sinne der Worte Siegfried Wagners, des vor zwei Jahren heimgegangenen Erben ſeiner Feſtſpielſtätte in Deutschlands Mitte: Vayreuth wird so lange beſtehen, als Menſchen vorhanden ſein werden, welche den feſten Willen haben, das Werk des Schöpfers treu in ſeinem Geiſt weiter zu verwalten und zu pflegen“.

Von Univ.-Professor Dr. Hans Haas = Leipzig,  
Direktor des Staatlichen Forschungsinstituts für vergleichende  
Religionsgeschichte.

Ob auch das Tier Verstand und Bewußtsein hat? Die Frage zu bejahen, werden viele wenig Bedenken haben. Sogar aber Od. v. Hartmann, dem 1. Kapitel seiner Religionsphilosophie die Lebenschrift: „Haben die Tiere Religion?“, so mag der und jenseit dem Kopf hanteln über den Philosophen. Als Subjekt dessen, was unter Religion verstanden wird, kommt das Tier doch schwerlich in Betracht, und es war ein etwas reichlich unkommer, jedenfalls wenig seiner Philosophen (sogar, daß Hegel, um Schleiermachers Religionsdefinition all abstrudum zu führen, sich ausließ; wenn es das Gefühl schlecht sinniger Abhängigkeit, das Religion ausmache, so müßte der Mensch das frommste aller Geschöpfe sein und die meisten Religion haben. Um so anscheinender ist unvernünftig und unbefriedigt, die Rolle, die in der Frömmigkeitsgeschichte der Menschheit das Tier, als Objekt der Religion gespielt hat, — gespielt hat und noch heute spielt. Wer möchte nicht alsofor hier von Memphis, daß bei seinem Verenden jedesmal flehzig läge allgemeine Landestruage war. Einen römischen Zodiak, der einmal eine Sklave tötete, geriet das darob nicht ereignis, das höchstüblich in Japan. Eine neuerliche Monographie (Theodor Hopfner, Der Tiercult der alten Ägypten“) erörtert den Kult von nicht weniger als 36 verschiedenen Tiergattungen. Herodot aber will gar, daß das Volk habe einfach alle Tiere vergöttert. Verehrte man die einen wegen ihrer ausgezeichneten Ausstattung oder wegen ihrer Nützlichkeit, so erwiebs man anderen Kult aus Furcht vor ihrer Gefährlichkeit. Nicht nur die alten christlichen Kirchenzünftler ließen sich aus: die Tempel der Ägypter seien Brunnenbau; lude man aber nach der Gottheit, die dieses Brunnens würdig sei, so finde man eine Kage, ein Krokodil, eine Schlange oder sonst eine Bestie, die sich auf einem Brunnenlauge wälze. Auch ein Juwelen, der römische Rhetor, höhnt: Wer weiß nicht, was für Geschöpfe — Abern Ägypten verehrt? Krokodilantester ist der Teil, — Der heilige Götter Furcht vor dem Schlange schmauhenen Fels. — Golden glänzt das Bild des geschwänzten heiligen Affen — Dort, wo es laubertisch tönt vom gestalteten Marmor wie Saiten — Und mit dem hundert Tieren das alte Thebes zerstört liegt. — Sagen erweist man dort in ganzen Städten Verehrung. — Frühen des Flusses hier, dort Bünden...“ Griechen — Griechengebilden, die sich so entrümpfen konnten, war nicht mehr bezeugt, daß, wenn ihnen zu ihrer Zeit der Stier oder der Adler, die Eule, die Taube wohl noch konventionelle Attribute für Zeus, Athene, Apollonide waren, ebendies doch als eine Einviduung zu verstehen war aus primitiveren Vokalkulten, die ihr genaues Analogon in dem Tierdienst der von ihnen verpönten Völkernomogen hatten. Von dem holländischen Gelehrten M. W. de Bissler liegt eine Abhandlung vor: „Die nicht menschlichen Götter der Griechen“ (Leiden, 1903). Laßt sich am Ende nicht erweisen, daß, ehe der Mensch dazu kam, nach seinem eigenen Bilde, also anthropomorphisch, die Götter sich vorzustellen, der Thieromorphismus überall in Geltung gestanden hat, so gibt es doch vielleicht überhaupt kein Volk, dem nicht irgendwo einmal Tier als Mächte galten, mit denen auf gutem Fuße zu stehen, er in seinem Interesse erachtete. Ist die Anbetung des „goldenen Kalbes“, oder der Tanz um dieses (2. Moses 32), wenn auch nur im symbolischen Sinn, noch bei uns selbst ein allerorten zu findendes Schauspiel, so stehen es uns wenig an, über den perfekten Bauern uns zu mokieren, denn die Seele des Kindes bei Ahura Mazda im Himmel ist und dort Gebete hört und erhört, oder mitleidig heraberblickend auf das alte Mitterden, das einen bronzenen Bullen die Körperhülle, an der sie selbst von Rheumatismus geplagt wird, streicht, in dem Glauben, dadurch Heilung zu finden. Doch in einem Kulturvolk, wie es das Volk von Japan ist, die populäre aller Göttertheen noch heute Narurama ist, die als Fuchs dargestellte Reizgöttheit, mag ja vielleicht gleichwohl zu denken geben. Nicht vergessen aber sei doch dem gegenüber, daß auch bei uns noch die Taube als heiliger Geist „in unseren Kirchen schwebt“ (Grafmann: „Die Sage von der Taube Jesu und die vorderorientalische Taubengötin“). Heilige Tiere, einst göttlich verehrte Tiere, werden im Laufe der Zeiten zu bloßen Symbolen. Wer aber mag sagen, daß Symbole zu nichts nichts seien? Und zum Symbol taug alles, auch das Tier, der fernöstlichen Apfist selbst die Affenzitiaz, die z. B. das Meisterwerk japanischer Holzskulpturkunst in einem der prächtigen Nikkōtempel darstellend der Affe, der nicht böse; der Affe, der nicht spricht; der Affe, der nicht flieht. Da und dort höft man beim Wandern in Japan auf Wegsteine, in die die Tierkreis einmischelhaft ist. Symbole lassen verschiedene Deutungen zu. Dies mag wohl zunächst an ein Wort in Laotzes Taoistischem Werkchen lauten: „Wer seinen Mund zahlt und seine (Sinn)sporen schließt, der hat sein Leben und nicht Mühsal.“ Doch auch an einen Ausspruch Konfuzius: „Was nicht dem Gehe der Schönheit entspricht, darauf schaue nicht; was nicht dem Schmucksideal entspricht, davon rede nicht; was nicht dem Schmucksideal entspricht, das tue nicht!“ (Lunxi XI, 1).

Der größte Tunnel der Welt, der Simplon, ist zwar im 19729 Metern der längste der Erde. Jedoch sind seine beiden Tunnelröhren nur eingleisig. Insofern übertritt ihn der neue, von den Italienern durch den Appenin gebaute, zweigleisige Tunnel, der den Reisenden zwischen Bologna und Florenz erheblich abkürzt. Kennzeichnend für die Schwierigkeiten, die bei dieser riesigen Großtat überwunden werden mußten, ist der Umstand, daß an einem Abschnitt 1500 Liter Wasser in der Sekunde wegespüht werden. Das explosionsgefährliche Methangas trat an einer Stelle in solchen Mengen auf, daß sie sich durch die Ventilatoren nicht mehr beseitigen ließen. Statt dessen brannte man sie alle zwei Stunden durch künstliche Entzündung ab, kehrte also zu einem uralten Bergwerksbraude zurück.

## Wehrhafte Spinnentierchen

Von Professor Dr. Willy Ramme,  
Kustos am Zoologischen Museum der Universität Berlin.

Wenn man in Tiflis oder Eritrea jemandem erzählt, daß man heutzutage durch Armeen und Heere über die russische Grenze der Tiflis nach Berlin zu reisen, so kann man gewiß sein, daß der andere alsbald von den Tarenteln, Balangen und Skorpionen berichtet, die in der dortigen Gegend häufig und wegen der zahlreichsten, oft folgenschweren, giftigen Bisse und Stiche von der Bevölkerung sehr gefürchtet seien, um so mehr, als die beiden letzteren auch vielfach in die Häuser kamen. In der Tat: das erste, was mir bei einer jüngst unternommenen Reise in Tiflis begegnete, als ich in dem mir zugewiesenen Zimmer der Tarenteln, die Fenster Vorhänge zurückschlug, war eine Falange, die mir aus ihrem Versteck hurtig entgegenkam! Man trifft dort die drei genannten Tierformen, ganz besonders als aufmerksamer Naturbeobachter, allenthalben an, übrigens auch schon viel nördlicher, bis hinauf nach Tiflis, wo sie allerdings noch nicht so häufig sind wie gerade in Asien. Wir wollen uns diese nicht sonderlich sympathische Gesellschaft einmal etwas näher betrachten.

Die zu der Gruppe der „Wolfskinnen“ gehörigen Tarenteln (Tarentula), in Süd- und Ostasien wie in Westasien verbreitet, finden von jeder im Rufe größter Giftigkeit, und die unglaublichen Erzählungen über die Folgen des Tarentelbisses sind uns besonders aus dem Mittelalter überliefert worden. Der Biss soll alsbald neben starker Schmerz- und Schwellung, Fieber und allerlei hysterische und hypochondrische Erscheinungen, u. a. zuweilen auch übertriebene Lustigkeit, hervorgerufen und werde, insbesondere in Oberitalien, durch das Vorhandensein von Tarenteln, unter denen die „Tarentella“ die Hauptrolle spielt, und tadellos danach bis zur völligen Erholung gehandelt. Die genannten, als „Tarentismus“ bezeichneten Erscheinungen mögen in damaliger Zeit auch rein physisch durch einen namentlich von unvollständigen Priestern genährten Aberglauben entstanden sein, der in jeder Beziehung, jedem Unglücksfall oder in den zahlreich grassierenden verheerenden Seuchen eine göttliche Strafe zu erblicken meinte; allein die Angst vor den Folgen des Bisses vermochte wohl diese krankhaften Reizzustände auszulösen.

Heute wissen wir, daß der obzwar schmerzhaft Biss der Tarentel nicht gefährlicher ist als der anderer gleich großer Spinnen. Der Schmerz wird dabei weniger mechanisch durch den Biss erzeugt als vielmehr durch ein Gift, das aus einer Drüse in die in der Regel nach unten gerichteten Kieferklauen geleitet und durch eine Öffnung in diesen in die Wunde injiziert wird. Die Wirkung besteht im allgemeinen aus nicht viel mehr als einer lokalen Reizung der Wundstelle. — Die Tarenteln bescheiden vorwiegend Steppengebiete, wo sie in Erdhöhlen hausen, die mit einem freisichenden Eingang in die Tiefe führen und mit einem feinen Gespinnst ausgetapeziert sind. — Neugierig nach der Natur der Tiere sind die zu den „Wolfskinnen“ gehörigen Solifugen (Solifuga), von den russischen Bewohnern ihres Heimatgebietes „Kälanger“ genannt. Die Furcht vor diesen Tieren, die im Gegenstand zu den Tarenteln, gern auch in die Häuser und Lehmhäuser eindringen, ist grenzenlos, doch sind auch hier die Erzählungen über die angeblich tödliche Wirkung des Bisses maßlos übertrieben. Das Gift schon daraus hervor, daß die Solifugen keine Giftdrüsen besitzen; es bleiben nur die allerdings recht unangenehmen mechanischen Verletzungen übrig, die von den beiden nebenanliegenden kräftigen Kieferklauen verursacht werden. Die Furcht vor diesen Tieren wird dadurch noch vergrößert, daß sie, angegriffen, durch Reiben der Kieferklauen gegeneinander ein zischendes Geräusch hervorbringen.

Sehr eigenartig sind die langen, stark behaarten und weit vorgestreckten beinartigen Kieferklauen, die an ihrem Ende ein in der Regel eingestülptes, als Hantorgan dienendes Glied tragen. Die „Kälanger“ führen eine nächtliche Lebensweise; tagsüber sitzen sie träge unter Steinen und Mauerritzen. Winter geworden, vermögen sie jedoch blitzschnell dahinzuhuschen, um sich ihrer Beute, die meist aus Heuschrecken und anderen größeren Insekten besteht, in raschem Sprunge zu bemächtigen. Wie wehrhaft ein solches Tier ist, geht daraus hervor, daß es zuweilen im Kampf mit großen giftigen Skorpionen Sieger bleibt, wie einwandfrei beobachtet wurde.

Wirklich gefährlich können in dem von mir bereisten Gebiet manche Skorpione der dort vorkommenden großen schwarzen Art (Scorpio caraboides) werden. Mit ihrem am Ende des durch sechs verästelte Hinterleibssegmente gebildeten „Schwanzes“ befindlichen Giftapparat vermögen sie äußerst schmerzhaft und zuweilen tödliche Verletzungen beizubringen. Zu sehen vermag der Skorpion nur dann, wenn er für den ihm Stich nach vorn über den Kopf geschlagenen „Schwanz“ und Giftklauen Widerstand findet, d. h. also, wenn man seinen Körper durch Festhalten mit der Hand oder Treten auf ihn fixiert; um seiner Beute, die hauptsächlich aus großen Insekten besteht, den Todestisch beizubringen, hält er sie mit den zu Scheren umgewandelten Kieferklauen fest. Weit weniger gefährlich ist die zweite vorkommende Art, ein kleiner gelblicher Skorpion (Scorpio caucasicus), der allerdings mit Vorliebe in menschliche Wohnungen eindringt.

Auch mir ist dort sofort die alte Erzählung von dem Selbstmord begegnet, den jeder Skorpion begeht, dem der Flammeneinbruch droht. Fängt man nämlich im Hause einen Skorpion, so pflegt man dieses verhasste Tier am liebsten in der Weise umzubringen, daß man im Kreise um es herum, und zwar in einem gewissen Abstand, Petroleum gießt und dieses anzündet; der Skorpion fucht sich dann dem unentzerrbaren Tod gegenüber und tötet sich selbst durch heftige Stiche mit seinen Giftklauen. Man spricht ihm also eine gewisse physisch begründete Handlungsweise zu, während es sich tatsächlich nur um die Folgen der Giftwirkung handelt, die den Skorpion wie jedes Insekt lähmt, wodurch wohl der Instinkt erloschen wird, als ob er sich selbst verletzen wolle. Die Gifte bewirken dann seinen Tod.

### Blaublütige Kinder gesucht!

Nicht nur unter den Verehrern der Flimmerwand hat es kürzlich Aufsehen erregt, als der höchst beachtete Filmstar, von Hollywood, Konstantin Vernet, ein englisches Kind als eigen annahm. Und bei dieser Gelegenheit erzählt man denn auch, daß solche Auswanderungen von Säuglingen Albions nach den Vereinigten Staaten seit einiger Zeit durchaus nichts Seltenes mehr sind. Nicht weniger als zweihundert englische Babys fahren monatlich über den großen Teich, Geschöpfe, die vielleicht niemals ihre leiblichen Eltern kennen lernen werden. Denn mit Fleisch trachtet man alle Spuren zu verwischen, die in die alte Heimat der früh Verpflanzten zurückführen. Und der Zweck dieser seltsamen Auswanderung? Darüber hat kürzlich ein amerikanischer Arzt dem Englischen Sprachverein eingehende Auskunft erteilt. Die Kinder sollen die amerikanische Rasse aufzuehen. Man kann also den Pankees nicht einmal gram sein ob dieses merkwürdigen Handels, der doch immerhin eine weitgehende Selbstkenntnis offenbart. Allerdings gehen sie bei dieser Blutauffischung mit großer Sorgfalt vor. Die Kleinen müssen aus guter Familie stammen. Nach Möglichkeit sollen sie sogar adeliger Abkunft sein. Eine Auswanderung dieser Art wird erstmals aus dem Jahre 1921 berichtet, als ein Dutzend Säuglinge aus England in Amerika eintraf. Hunderte von Frauen freuten sich damals in den Vereinigten Staaten die Hände nach den Kindern aus. Jedenfalls glaubt man feststellen zu können, daß die Amerikaner es mit diesen Adoptierten recht gut meinen. Regelmäßig wird den Säuglingen schon in der Heimat Personal von hoher Schulung beigegeben, das eine glückliche Ueberquerung des Ozeans gewährleistet. Daß die Wärterinnen erster Klasse fahren, versteht sich von selbst. Eins der Kinder war während der Reise sogar mit einem Hermelinmantel bedeckt. Darf man nun diese jungen Erbenbürger beneiden oder muß man sie beneiden? Über diese Frage wird sich vielleicht erst nach Jahrzehnten mit Sicherheit beantworten lassen.

## Diamantenrausch

Von Hannah Asch.

**Diamantenrausch und Sehnsucht jedes Frauenherzens!** Schwindet der Kaiser und Könige, der Maharadschas und Sultane von alters her und noch immer; funkelndes Mineral, das schon in rohem Zustande durch ein geheimnisvolles Licht, das in seinem Innern zu leuchten scheint, besticht, das, kunstvoll geschliffen, die Strahlen von Sonne und künstlichem Licht in seinen Facetten bricht und in allen Farben spiegelt!

Von diesen Diamanten werden jetzt zu viele gefunden. Die letzten großen Entdeckungen von Diamantenlagern wurden im vergangenen Jahre an der Westküste Südafrikas in Alexander Bay und Port Nolloth an der Mündung des Drakensflusses gemacht. Als die Rede des afrikanischen Bergbauinstituts über diese fabelhaften Funde in amerikanischen Zeitungen nachgedruckt war, erhielt er über dreihundert Briefe von amerikanischen Damen, die ihn baten, ihnen doch einen einzigen Diamanten zu schicken. Aber bei den Magnaten der großen Diamantenminen und den Diamanthandelsstellen liefen diese Funde durchaus nicht Freude und Begeisterung hervor. Im Gegenteil, man ist ängstlich bemüht, die Produktion von Diamanten zu vermindern, um den hohen Preis dieses kostbaren und reichhaltigen aller Edelsteine zu halten, wofür das große Diamanten-Syndikat mit Sitz in London sorgt, das die größten Diamantenminen in sich vereinigt. Alljährlich wird es nur einen bestimmten Prozentsatz der Gesamtproduktion der Minen auf den Markt und ist dadurch in der Lage, die Preise vorzuzurechnen.

Die Diamantenminen mit der größten Ausbeute besitzt Südafrika in Kimberley und Pretoria, wo im üblichen Bergbaubetrieb über Tage in großem Stil abgebaut wird. In der Premiermine bei Pretoria wurde im Jahre 1905 der größte Diamant der Welt gefunden, aus dem drei Steine von zusammen etwa 1000 Karat geschliffen wurden. Der größte dieser Steine ist der dem englischen Kronschatz einverleibte, berühmte Cullinan. Er ist 516 Karat schwer, hat eine Form von etwa 6 Zentimeter Höhe und 4 1/2 Zentimeter Breite.

Braßilien, Nordamerika, Vorderindien und Borneo weisen ebenfalls Diamantfundstellen auf. Eine große Ueberflutung für die ganze Welt waren die etwa im Jahre 1908 entdeckten reichen Diamantenlager in der damals deutschen Kolonie Südwestafrika. Hier lagen die Diamanten buchstäblich lose im Wüstensand. Durch Zufall wurden sie gefunden. Eine Flut von Glücksuchern und Spekulantengruppen ergoß sich damals über Südwestafrika. Große Werte gelangten in die Hände der Diamantenhändler und stellten wieder hinaus. Nicht einer hat aus der damaligen Hochflut der Gewinne ein Vermögen bis in die heutige Zeit herübergerettet.

Im Jahre 1926 verursachten die Funde in Afrika im Lichtenburger Bezirk in Transvaal neue große Aufregungen auf dem Diamantenmarkt. Auf diesem Grasland hatten die Väter seit Jahr und Tag das mühselige afrikanische Jägerleben geführt, das ihnen gerade den Lebensunterhalt eintrug, nicht ahnend, welche Milliardenwerte unter ihren Füßen ruhten. Da wurden plötzlich Diamanten gefunden. Nach südafrikanischem Bergrecht gehört der Befitzer eines Stückes Land, das wohl der Boden, aber nicht, was in ihm an Mineralien verborgen ist, die Regierung hat das Recht, das Land, in dem Mineralien entdeckt wurden, der Allgemeinheit zu übergeben, nachdem dem Eigentümer eine Anzahl von Feldern oder „Claims“ überlassen worden ist.

Als die Lichtenburger Funde bekannt wurden, und als

der Zeitpunkt der Freigabe durch die Regierung heranrückte, stürzte eine wahre Völkerwanderung in das bis dahin so stille und einsame Landschaftchen. Wo vorher einige hundert Leute friedlich gelebt hatten, zogen in ganz kurzer Zeit ungefähr 50 000 Menschen ein, die natürlich im Freien oder in Zelten und in notdürftig zusammengebaute Hütten und Wellblechbuden kampieren mußten. Zu Fuß, zu Pferde, in Ochsenwagen und in mehr als 4000 Autos waren sie herbeigeströmt. Über 25 000 Schnellläufer waren darunter, die am Tage der Freigabeerklärung in langen Reihen an einem von der Regierung bezeichneten Platz aufgestellt wurden und auf ein Signal hin den Wettlauf nach dem Farmland, auf dem die ersten Steine gefunden worden waren, unternahmen durften. Jeder Käufer mußte vorher bei dem Bergamt eine Lizenz für das „Abheben“ eines Feldes gegen entsprechende Zahlung gelöst haben. In schnellstem Lauf jagten 25 000 Käufer mit den sogenannten „Pegs“, an Drahtseilen befestigten kleinen Blechbüchsen mit Namen und Eigentümern, den Stellen zu, an denen sie Diamanten zu finden hofften, und bohrten die Drahtseile in die Erde. Jeder „Claim“ muß eine ganz bestimmte, von der Regierung vorgeschriebene Größe haben, und zwar ein Edelsteinmineralfeld 4x7 englische Yards (1 Yard = 91,5 Zentimeter). Derjenige, der „Claims“ „peggt“, muß haarscharf auf die Waage stehen. Andernfalls wird sein „Claim“ für ungültig erklärt, und jeder andere kann ihn „überpeggen“ oder „jumpen“.

Es ist begreiflich, daß die Verhältnisse auf den Diamantenfeldern von Lichtenburg nach dem Einströmen der ungeheuren Menschenmengen zuerst unangenehm waren. Der Mangel an sanitären Einrichtungen, an Unterkunftsstätten, an Verpflegungsmöglichkeiten war furchtbar, und die „Glücksucher“ waren schrecklichen Leiden, Krankheiten und Entbehrungen ausgesetzt.

Erst nach und nach kam etwas Ruhe und Organisation in das Leben auf den Diamantenfeldern von Lichtenburg und Grasfontein bei Lichtenburg, aber heute noch ist das Leben dort primitiver und armenhafter als in einem Kaffertendorf. Elende Hütten, Zelte und Wellblechbuden sind immer noch die einzigen Wohnstätten. Die schnell eröffneten Läden sind meist Freilichtstätten; die Waren sind auf dem Erdboden ausgebreitet. Diebstähle, Wessertreuerien, Schiebereien, nächtliche Kämpfe sind nichts Seltenes.

Sind die Felder abgeheftet, dann geht das Wühlen los. Da es sich hier um Alluviallagerungen handelt, ist die Erde nur zu lockern. Die gelockerte Erde wird in runde Siebe geschüttet und gewaschen. Der aufsteigende Augenblick im Leben eines Diamantendiggers ist das Umkehren des Siebes auf dem Sortiertisch.

Der Anblick der Lichtenburger Diamantenfelder ist, man könnte sagen, geradezu aufregend. So weit das Auge über das ebene Land reicht, sieht man die Menschen fieberhaft an der Wandlungsarbeit. Ungezählte Tausende der selbstamen Gestalten, viele Deutsche sind darunter, Tom-Mix- und sonstige Wildwuchserkinder, Männer mit verwilderten Auentreueigenschaften, junge, frische Menschen, hoffnungsfroh und voller Optimismus.

Das wichtigste Element zum Diamantensuchen ist das Wasser, denn die diamantenhaltige Erde muß gewaschen werden, um die Steine freizulegen. Der Befitzer der Lichtenburgfarm hat sich vor allem das Wasserrecht vorbehalten und hat Vorkehrungen zur Abgabe von Wasser gegen Bezahlung getroffen. Ein ununterbrochener Zug von Behältern aller Art mit auf-

## Da du nun blühst...

Da du nun blühst, mein Land, ist alles leicht!  
Von deinem Krönungsmantel starrt die Fülle  
Ward uns der königliche Saum gereicht:  
Da du verschwendest, haben wir die Fülle!  
Du bist so vielgestaltig, bewußt und kühl!  
Nun, da du blühst, mein Land, muß alles blühen!

Ich will an deinem Festes Strahlen stehen,  
Will vor dir schreiten als dein Begleiter!  
Um deinen Leib lichtgrüne Schleier wehen!  
Wie bist du jung, mein Land, wie sorglos heiter!  
Ich bin erfüllt von deinem Jugendglanz:  
Nun da du glücklich bist, — muß ich es sein!

Karl von Verleysh.

gefehten Wassertranks, vom Auto hinab bis zum Esel- und Handwagen, zieht von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in langer Prozession zur Wasserstelle, um das hier wirklich kostbare Wasser gegen Kasse zu kaufen. Das Wasserrecht ist ein sicheres und einträgliches als das Buhel nach Diamanten, denn es bringt dem Befitzer mühelos täglich einen Reingewinn von etwa 4000 bis 6000 Mark ein.

Der Diamanten gefunden hat, sammelt sie in einem Kistchen, in einem Etui Papier oder, was am beliebtesten auf den Diamantenfeldern ist, in einem Migrations-Höfchen und steckt den Schatz in die Hosentasche. Dann begibt er sich zum Diamantaufführer.

Auf dem Lichtenburger Grund haben sich sofort nach Freigabe der Felder auch Hunderte von konfessionierten Diamantaufführern etabliert. Sie haben nur winzige Wellblechbuden, in denen sie sich mit einer Tasse voll Baggel niederlassen, die vorgelegten Steine prüfen, wiegen und dann ihr Angebot machen. Mit größter Spannung folgt der Diamantbesitzer dieser Prozedur und wartet auf das Gebot. Ist es ihm zu klein, rauft er mit zitternden Händen seine Steine wieder zusammen und versucht sein Glück bei einem anderen Käufer, meist mit wenig Erfolg, da alle Käufer nach dem gleichen Schema der Abschätzung verfahren. Oft deckt die erzielte Summe kaum die Ausgaben für Arbeitslöhne und Wasser, geschweige denn für den tagelangen Lebensunterhalt.

Die prozentual höchsten Preise bringen große Steine, d. h. solche von mindestens einem Karat Gewicht aufwärts. Ferner wird nach Reinheit und Farbe gewertet. Blaue Steine, reine Steine werden hoch bezahlt. Manchmal fabelhafte Diebstahlspreise erzielen größere farbige Steine, wie zitronengelbe, rosa, blaue und grüne, die sehr selten sind.

Von dem Händler, der die Ausbeute direkt vom dem Förderer aufkauft, gehen die Steine auf den Diamantenmarkt und zu den Schleifereien, zu den Goldschmieden und dann in die Hände der Käufer.

Die Jagd nach Diamanten ist das furchtbarste Jagdspiel, das es gibt. Nach Tausenden und aber Tausenden von Glücksuchern ist vielleicht einer, der nach unsäglichen Leiden und Entbehrungen und nach entwürdigendem Leben mit größerem Gewinn abscheidet; die anderen schlagen sich durch bei härtester Arbeit und primitivster Existenz. Der Rest geht einfach zugrunde.

Die Preise für Diamanten müssen also gehalten werden, denn sonst könnten die Hunderttausende von Kleinbiggern nicht auf ihre Kosten kommen, und auch die im Großen betriebenen Diamantenminen, die Tausende von Arbeitern beschäftigen, würden schließen müssen.

Die reichen neuen Funde geben aber fast zu der Verführung über Hoffnung — wie man es nennen will — Anlaß, daß man in Afrika eines Tages auf irgendeinen unterirdischen Krater stoßen könnte, in dem Diamanten gewissermaßen von der Natur „fabriziert“ und von wo sie durch Erdbewegungen, Flüsse usw. durch das Land getrieben werden.

Welche Ueberflutungen könnte man da erleben! Wie leicht kommt dann eine Zeit, in der uns die Kaufhäuser eine „Diamantenwoche“ ankündigen, um die riesigen Lager dieser Schmucksteine fürs Volk zu räumen!

### Das älteste Pferd der Welt.

Vor kurzem kam aus den Vereinigten Staaten die Nachricht, daß dort das älteste Pferd der Welt im Alter von 43 Jahren gestorben und, wie es einem solchen Veteranen der Tierwelt zukommt, mit großem Gepränge feierlich beigesetzt sei. Die Meldung löste eine wahre Flut von Einfindungen aus, deren Verfasser zum Teil die Möglichkeit, daß ein Pferd überhaupt ein derartiges Alter erreichen könne, bestritten, zum Teil von eben so alten oder noch älteren Gauen zu berichten wollten. Die größte Zuverlässigkeit kommt dabei wohl der Meldung von einem Pferde zu, das sich in der Obhut des Tierfuchvereins von Manchester befindet und 44 Jahre auf dem Rücken haben soll. Die englische Handelsstadt scheint überhaupt ein gesundes Klima für die edlen Rasse zu besitzen, hält sie doch auch den Rekord für das älteste Pferd aller Zeiten. Es war dies Old Billy, das im Jahre 1822 hochbetagt, nämlich 62 Jahre alt, das Zeitlebte segnete. Im Jahre 1760 geboren, ging Old Billy zunächst einige Jahre vom Pfluge, wurde dann aber von einer Kanalgesellschaft erworben, die den Canal Jahrzehnte lang zum Antrieb eines Schöpfers verwandte. Bis ein Jahr vor seinem Tode hat Old Billy treu und brav seine Arbeit verrichtet, dann wurde er „pensioniert“, erhielt das wohlverdiente Gnadenbrot, um bald darauf das Zeitlebte zu segnen.

### Ein Mittel gegen das Gelbe Fieber gefunden?

Zwei französische Gelehrte, Dr. Sellards und Dr. Laigret, beide vom Pasteur-Institut in Paris, haben kürzlich Versuche beendet, die, wenn man den bisherigen Berichten glauben darf, zur Entdeckung eines Impfstoffes gegen das gefährliche Gelbe Fieber geführt haben. Den genannten beiden Ärzten ist es bereits gelungen, Menschen durch Impfung mit dem vom Mäusen gewonnenen Serum gegen die Seuche völlig immun zu machen. Der Tatsache, daß diese Mäuse sich für die Serumgewinnung als geeignet erwiesen haben, kommt besonders Bedeutung zu angesichts des Umstandes, daß sich diese in allen Teilen der Welt aufhalten können, während die bei den bisherigen Versuchen zur Bekämpfung des Gelben Fiebers verwandten Affen sich nur unter Schwierigkeiten beschaffen ließen, wodurch die Arbeit der Forscher schon immer erheblich gehemmt wurde.

### Gedanken.

Von Richard von Schanal.

Man erreicht das Leben nicht mit den Gedanken, aber man stellt sich selbst darin fest.

Man kann in der Welt nicht leben, ohne entweder Menschen sich oder sich Menschen zu verpflichten, und darauf entgehen die Verhältnisse, die einem das Leben verleben.

Wenn man die Zeit ins Auge faßt, dehnt sie sich.

Dem Kinde scheint die Zeit lang, weil es sie vor sich hat.

Vorhaben macht ungeduldig, Nachdenken unzufrieden.

Erst die Kinder vermählen die Eltern.

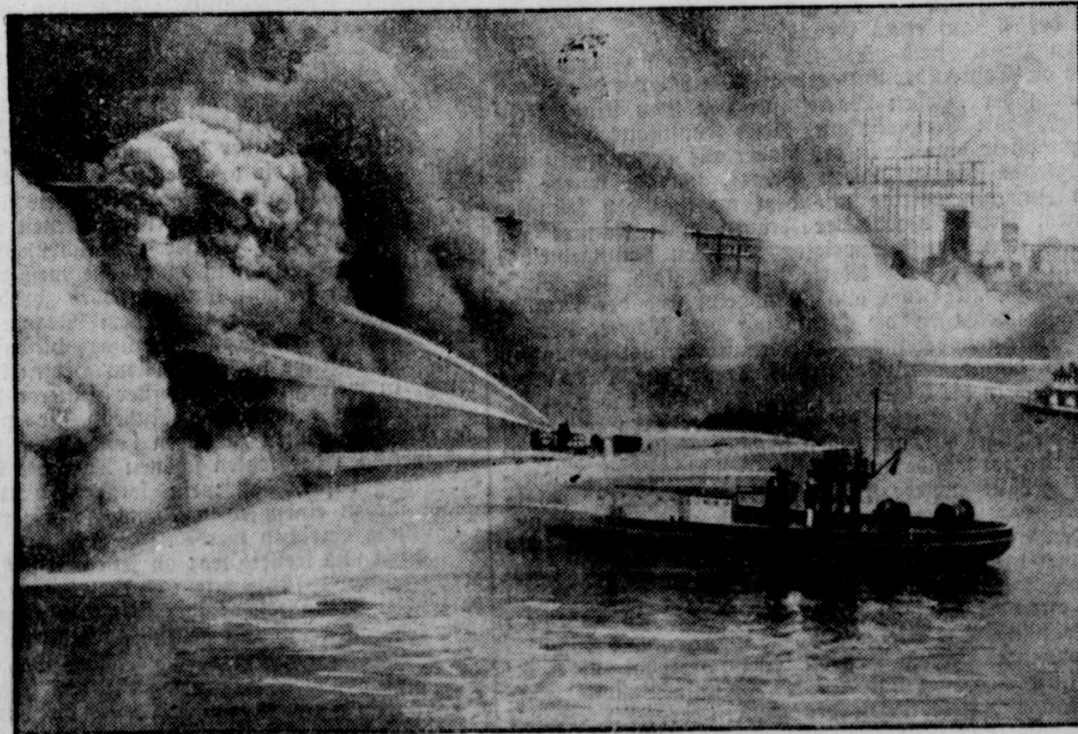
## Die ältesten Fischerherren von Ahlbeck niedergebrannt



Die Feuerwehr bei den Arbeiten an der Brandstätte.

Jedem Besucher des Ostseebades Ahlbeck auf jezt einem verheerenden Schadenfeuer zum Uedem ist die Gruppe der malerischen Fischerhäuser gefallen.

### Der Riesenbrand im New Yorker Hafen



Öschboote im Kampf mit dem Großfeuer.

das die Hafenanlagen der Cunard-Linie, die als 60 Öschboote und Feuerlöschboote wurden im Volksmunde „Million Dollar Pier“ genannt zur Bekämpfung des furchtbaren Brandes werden, vollständig zerstörte. Nicht weniger eingest.